

aufarbeiten können und dass die daraus entstandenen Belastungen für ihr weiteres Leben gemildert werden. Sie will letztlich auch sich selbst Rechenschaft ablegen über eine Erziehungspraxis in ihren Einrichtungen, die oft den Ansprüchen des Evangeliums nicht genügte.

Anmerkungen

- 1 Die Epoche der 1950er- und 1960er-Jahre ist begrifflich nicht auf die Zeit bis 1969 begrenzt. Vielmehr reicht sie bis in die 70er-Jahre hinein.
- 2 Der Zwischenbericht greift im Wesentlichen auf erste Ergebnisse des Forschungsprojektes zur konfessionellen Heimerziehung an der Universität Bochum zurück (siehe nächste Anmerkung).
- 3 Projekt „Erforschung der kirchlichen Heimerziehung in der frühen Bundesrepublik Deutschland (1949-1972)“ an der Ruhr-Universität Bochum unter der Leitung von Prof. Dr. Wilhelm Damberg und Prof. Dr. Traugott Jähnichen. Erste Zwischenergebnisse sind unter: <http://dbk.de/aktuell/meldungen/02087/index.html> veröffentlicht worden. Siehe auch: Frings, Bernhard; Henkelmann, Andreas: Eine Fülle offener Fragen. Konfessionelle Heimerziehung – ein vergessenes Kapitel deutscher Geschichte. In: Herder-Korrespondenz 63 (7/2009), S. 336-340.
- 4 Die Service-Hotline ist unter 0180 4100 400 erreichbar jeweils montags, mittwochs und freitags von 9.00 bis 18.00 Uhr. Die Beratung steht jedem offen – unabhängig von Konfession, Weltanschauung und Nationalität. Die Beratungsgespräche werden von Fachkräften (Sozialarbeiter, Sozialpädagogen, Psychologen) durchgeführt, die Qualifikationen in unterschiedlichen psychotherapeutischen Verfahren haben. Die Beraterinnen und Berater unterliegen der Schweigepflicht.

Literatur

- Fahrig, Annemarie: Die Pädagogik der Gründerin des Werkes vom Guten Hirten Mutter Maria Euphrasia Pelletier. Unveröffentlichte Abhandlung. Münster 1959
- Kloster Johannesburg: Heimordnung für Mitarbeiter des Jugendheimes Kloster Johannesburg. Surwold 1953
- Neher, Peter: „Es tut mir leid“. Interview in Spiegel-Online vom 14.2.2006. In: <http://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/0,1518,400695,00.html>.
- Runder Tisch: „Heimerziehung in den 1950er und 1960er Jahren“. Zwischenbericht. Berlin 2010
- Salvator Kolleg Klausheide: Allgemeine Richtlinien und Anmerkungen für die Erziehungsarbeit in unserem Heim. Hövelhof 1959
- Zollitsch, Robert: Auch wir wollen die Wahrheit wissen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 15.6.2009

Erinnerungen an die Arbeit im Heim

Gerhard Haake; Mechthild Schultze; Werner Hertler

Zusammenfassung

Der Beitrag beinhaltet Auszüge aus drei Berichten zweier Erzieher und einer Erzieherin, die in den 1960er-Jahren in unterschiedlichen Kinderheimen tätig waren. Es wird deutlich, dass das System der Heimerziehung in dieser Zeit repressiv war. Nicht nur die Kinder und Jugendlichen litten unter den Zuständen, sondern auch die Pädagoginnen und Pädagogen.

Abstract

The article summarizes three reports of former educators who served in various children's homes during the 1960s. It can be seen clearly that the system of public education in children's homes during this period was repressive. Not only the children and adolescents but also to the pedagogues suffered under the conditions.

Schlüsselwörter

Heimerziehung – Erzieher – Pädagoge – Diakon – Kindesmisshandlung

Kronsberg

Gerhard Haake

[...] Danach hieß es unvermittelt: „Bruder Haake, packen Sie Ihre Sachen, heute Mittag bringt der Fahrdienst Sie zum Kronsberg“. Ich hatte gehofft, nicht zum Kronsberg zu müssen, denn es waren doch detaillierte Berichte über die Zustände dort bekannt geworden. Meine Zeit auf dem Kronsberg betrug kaum weniger als zwei Jahre. Ich wurde für kurze Zeit einem bereits erfahrenen Praktikanten zugeordnet, aber auch er war völlig unausbildet. Ich traf überhaupt nur auf unausbildete, pädagogisch nicht begleitete Praktikanten. Nur der Hausvater, er war Lehrer, und sein Stellvertreter, dieser war Wohlfahrtspfleger, so hieß das damals, waren Ausgebildete oder hatten eine Ausbildung, die man zu der Zeit für die Erziehungsarbeit für richtig hielt. Selbstverständlich waren grobe Richtlinien vorgegeben, jedoch nicht in schriftlicher Form. Ich sage grobe Richtlinien, das ist im weitesten Sinn gemeint. Es ging grob zu im gesamten Tagesablauf für die Jungen und für die Erzieher. Die Erzieher hatten eine Sechstagewoche rund um die Uhr. Ein Tag der Woche war frei. Man hatte auf der Abteilung nahe dem Schlafsaal sein Zimmer. Tagsüber war man mit den Jungen bei der Arbeit, zu der sie eingesetzt waren: in der Landwirtschaft des Kronsberggutes, bei Bauern

in der Umgebung, in der Gärtnerei oder auf dem Heimgelände. Wir Erzieher mussten aufpassen, dass niemand flüchtete. Der Kronsberg war ein teiloffenes Heim mit zwei geschlossenen Abteilungen. Die Erzieher hatten darauf zu achten, dass jeder der Jungen ordentlich arbeitete und etwas leistete. Die Erzieher mussten Ämter verteilen und darauf achten, dass diese gut ausgeführt wurden. Die Pflege von Waschraum, Toiletten, Hausflur, Tagesraum, Schlafräumen, Treppen, alles musste immer eine Woche lang von jedem der Jungen gepflegt werden. Diese hauswirtschaftlichen Arbeiten mussten noch zusätzlich, nach der schweren Tagesarbeit, geleistet werden. Es lag im Ermessen des Erziehers zu beurteilen, ob ein Junge seine Arbeit und sein Amt die Woche über gut ausgeführt hatte oder nicht. Auch die persönlichen Sachen, der kleine Schrank, die Ausgehkleidung, das Bett, die Post, alles unterlag der Kontrolle des Erziehers. Die Post wurde zum Teil von der Heimleitung geöffnet und gelesen. Ich begriff, dass Erzieher in erster Linie Aufseher zu sein hatten. Für die Jungen gab es so gut wie keine wirk samen Möglichkeiten, sich gegen ungerechte Beurteilungen oder Schikanen zu wehren. Freizeitangebote gab es herzlich wenig, Bildungsangebote gar nicht. Schule? Fehlanzeige! Der Ausgang wurde Woche für Woche reglementiert. Mit dem Entzug oder Verbot der Teilnahme an irgendwelchen schönen Dingen konnte auch immer bestraft werden. Überhaupt hielten man Strafen für das Allheilmittel in der Erziehung: Rauchverbot, Ausgangsverbot, Radioverbot, Putzen oder Aufräumen wiederholen, Kleiderappelle, Schrankappelle, Bettenappelle. Schlimme Strafen erfuhren jene Jungen, die geflüchtet waren. Je nach dem, ob sie freiwillig zurückgekommen oder von der Polizei zurückgebracht worden waren oder ob sie unterwegs noch Straftaten begangen hatten, brach ein gewaltvolles Ungewitter über diese Jungen herein. Das Tribunal fand in der Regel in Anwesenheit aller Jungen im Speisesaal statt. Es sollte immer eine Lehre und Abschreckung für alle sein. Wer flüchtete, der wurde lautstark mit Worten und körperlich mit Hand- und Stockschlägen bestraft. Selbstverständlich war die Verlegung auf eine geschlossene Abteilung mit dort noch viel strengerem Erziehern dabei die Regel. Diese eindrücklichen Szenen lösten natürlich starke Gefühle aus, sowohl bei den Erziehern als auch bei den Jungen. Die Jungen sollte vor allem die Angst vor solchen Strafen auf Dauer gefügig machen. Einige Erzieher hatten sichtliches Vergnügen oder empfanden Genugtuung, wenn wieder einmal einer so richtig zusammenge schlagen worden war und jeder Schlag so richtig gesessen hatte. Am meisten habe ich dann immer wieder über Bemerkungen von Jungen gestaunt, die

den prügelnden Hausvater als sehr gerecht empfan den, ihn sogar lobten. Ihre Meinung war: Wer gegen die Ordnung verstößt, hat solche Strafe, bei der alle zusehen können, verdient und wer wiederholt gegen die Ordnung verstößt, der hat es auch verdient, nach Freistatt, einer gefürchteten Erziehungsanstalt für Unverbesserliche, verlegt zu werden. Ich erinnere aus meiner Zeit besonders einen Fall von sexuellem Missbrauch, als ein Erzieher sich auf der geschlos senen Abteilung von einem Jungen sexuell hatte be friedigen lassen. Der Erzieher wurde wohl verwarnt, blieb jedoch auf dem Kronsberg Erzieher! Mir gegenüber äußerte er sich sinngemäß so, dass da doch nichts dabei sei, „wenn der J. mir mal einen abzieht“, darüber brauche man doch nicht so ein Aufsehen zu machen. Ich denke mit Schrecken an die Zeit auf dem Kronsberg zurück. Überhaupt denke ich mit Bitter keit an die gesamte Zeit im Stephansstift zurück. Mit Schrecken, weil ich von vornherein nicht an diesem Ort sein wollte. Ich war damals zu abhängig von meinem Ziel, Diakon werden zu wollen, und noch zu ungebildet, mich angemessen gegen die Umstände wehren zu können. [...]

Großburgwedel

Mechthild Schultze

Wie sah der Alltag der Kinder aus? Besuch der Heimschule am Vormittag. Vor Beginn hatten die Kinder schon viele Pflichten zu erfüllen: wie zum Beispiel auch das Säubern des Waschraums und der Toiletten, Richten der Betten, Tisch decken, Essen holen [...] und verpflichtende Teilnahme an der täglichen Morgenandacht. Mehrere Gruppen fanden sich dazu im Treppenhaus ein. Stehenderweise, eng gedrängt auf den Treppenstufen war das Zuhören, Singen und Beten nicht leicht! Die Andachten hielten meistens die Oberschwester des Hauses, aber auch manchmal der Pastor der Einrichtung. Ob wir vorher schon gefrühstückt hatten oder nicht, kann ich nicht mehr erinnern. Nach dieser Anstrengung war es nur zu verständlich, dass manch ein Kind es gar nicht abwarten konnte, zur Toilette zu kommen. Die Kinder, die den Waschraumdienst hatten, waren natürlich nicht erfreut darüber. Sie wollten alles sauber behalten. So erlebte ich an einem Morgen, wie sie von innen die Tür zuhielten und die andern sich von außen dagegen stemmten. Es entstand Lärm und Gerangel. In dieser Situation kam der Pfarrer über den Flur und nahm sich der Auseinandersetzung an. Da ich auf dem Weg zu den Kindern war, wurde ich Zeugin seiner „pädagogischen Hilfestellung“. Er ließ sich von einem der beteiligten Mädchen den Schuh geben und schlug damit das Kind. Das Mädchen schrie, krümmte sich auf dem Boden. Daraufhin befahl er dem anderen Kind, einen Eimer Wasser zu

holen. Damit überschüttete er dann das weinende Mädchen. Ich stand fassungslos daneben. Dann erlaubte sich der Pfarrer, meine Hand zu nehmen und mich zu fragen, ob ich zu schwach wäre, in dieser Weise den Konflikt zu lösen. Wie versteinert, ohnmächtig mich zu äußern, habe ich das Unrecht mit angesehen. Bis heute ist diese Erinnerung so unsagbar für mich. Kindliche Heiterkeit, Freude beim Spielen, künstlerisches Tun, ja, den kindlichen Bedürfnissen Raum zu geben, war nur selten möglich. Arbeit, die von „oben“ angeordnet wurde, stand im Vordergrund. So erinnere ich mich noch recht deutlich, wie frohes Spielen mit dem Ball im Garten plötzlich abgebrochen werden musste, weil unserer Hände Arbeit gebraucht wurde. Mehrere große Körbe und Wannen mit Spinat wurden auf die Terrasse vor der Küche getragen und wir hatten die Aufgabe, den Spinat zu verlesen. Diese Art und Weise des Umgangs war üblich. Schulaufgaben hatten die Kinder nachmittags nicht zu verrichten. Bildung war in meinen Augen nur eingeschränkt für diese Kinder vorgesehen. So waren sie für die verschiedenen Arbeiten verfügbar: Haus-, Küchen- und für die Schulkinder in großem Umfang auch Feldarbeit. Dazu musste ein weiter Weg zurückgelegt werden, um auf die Felder zu kommen. Jedoch wurden wir auch ab und zu mit dem Trecker auf einem Anhänger hingefahren oder abgeholt. Diese Tätigkeiten waren der Lebensalltag und nicht eine vereinzelte Arbeit, die dann sicher den Kindern Freude gemacht hätte und pädagogisch wertvoll wäre. Es wurde im Heimalltag auf die Mitarbeit der Kinder gerechnet. Die Einrichtung war ein weitläufiges Gelände, auf dem verschiedene Gruppen eine „Heimat“ gefunden hatten, so auch Jugendliche. Mir fiel nach einiger Zeit auf, dass ich immer wieder vereinzelt junge Mädchen in dunkelblauen, gestreiften Kleidern durch das Gelände gehen sah. Sehr auffällig, nicht zu übersehen waren sie. Ich wurde an damalige Häftlingskleidung erinnert. Was hatte das zu bedeuten? Es ließ mir keine Ruhe, Gründe dafür zu erfahren. Auf Nachfragen hörte ich, dass dies „Strafkleider“ waren. Wozu? Welche Vergehen wurde auf diese Weise geahndet und öffentlich gemacht? Es war Frühsommer, das Korn reifte. Die jugendlichen Mädchen sahen in dieser Zeit eine Chance, aus dem Heim zu flüchten und sich des Nachts durch die Felder zur Landstraße auf den Weg zu machen. Per Anhalter sollte die Fahrt zum Beispiel nach Hamburg gehen. Eine gefährliche Unternehmung, denn dazu mussten sie sich aus einem Dachfenster an zusammengeknoteten Bettlaken an einer Regenrinne an der Hauswand hinablassen. Doch das war kein Hindernisgrund, wenigstens für ein paar Stunden oder Tage dem Heimalltag zu entfliehen. Jeder Jugendlichen war klar,

dass sie bald wieder von der Polizei zurückgebracht würde. Und dann folgte ein furchtbare Procedere. Auch das war im Vorhinein gewusst und schreckte nicht ab. In Empfang genommen wurden sie von dem Pfarrer der Einrichtung. Was dort mit ihnen geschah, ist mir nicht bekannt. Danach kamen sie nicht zurück in ihre Gruppe, sondern in ein Verlies in einem Bretterverschlag im Keller, ausgestattet mit einer Matratze und einem Eimer für die Notdurft, menschenentwürdigend! Hier blieben sie eine Zeit lang, erhielten ihre „Strafkleidung“, um für alle sichtbar als „Straftäter“ zu ihren Arbeitseinsätzen zu gehen: Bügelwerkstatt, Wäscherei etc. Welch ein Menschenbild stand hinter diesen Maßnahmen? Für mich wurde es immer schwieriger, diese Atmosphäre der Einrichtung zu ertragen. Die Folge war, dass ich mich zunehmend durch starke Halsschmerzen krank fühlte. Das wurde natürlich auch von der Oberschwester wahrgenommen. Und jedes Mal zu Beginn der Dienstbesprechung hörten wir den Satz: „Wer krank wird, ist ein schlechter Arbeiter.“ Eine anonym hervorgebrachte Äußerung, aber ich war gemeint. Das war nicht gerade ermutigend und hilfreich zum Gesundwerden. Ich sah keinen Weg, an irgendeiner Stelle auf das immer wieder zu erlebende Unrecht aufmerksam zu machen und mitzuhelpen, einen menschenwürdigen Weg des Zusammenlebens zu ermöglichen. So wurde es für mich zunehmend deutlicher, in diesem sozialen Klima nicht arbeiten zu können. Mir blieb nur der Ausweg zu kündigen. Ich konnte gehen, die Kinder und Jugendlichen hatten aber keine Wahl. Sie mussten bleiben. Eines „meiner“ Kinder brachte mich zum Zug. Die Abschiedsworte waren: „Nun haben wir keinen mehr.“ Zuhause war es mein Anliegen, diese Erlebnisse an verantwortlicher Stelle aussprechen zu können. Die Antwort von erfahrenen Erwachsenen war nur: „Dir glaubt doch niemand.“ Das war niederschmetternd für mich. Von heute aus gesehen wird mir klar: Sicher war ich noch zu jung, trotzdem Wege zu finden, auch wenn mir davon abgeraten wurde. Ich hatte noch nicht genügend Kraft entwickelt, um eigenständig Schritte gehen zu können, die eine Veränderung ermöglicht hätten. Denn bestimmt gab es damals Menschen, die meine Ansicht teilten und engagiert im Leben standen. Das Wortlose muss sagbar und endlich hörbar werden. Auf ein sinnerfülltes Leben zurückzuschauen zu können ist nur möglich, wenn nichts in die eigenen Tiefen gebracht wird. Das erfordert Mut und schafft Befreiung. Dass das möglich werden kann, dazu fühle ich mich aufgerufen, das bin ich auch mir gegenüber schuldig. Ich klage nicht an, ich mache nur sichtbar, was lange Jahre verborgen und verschwiegen war. Eine Zukunft für jeden von uns und kommende Generationen ist nur

möglich, wenn wir in der Gegenwart ehrlich, wahrhaftig mit uns selbst und im Miteinander auf dem Boden menschlicher Wertschätzung umgehen.

Karlshöhe

Werner Hertler

Mein Dienst begann morgens mit dem Wecken der 18 Kinder, Aufsicht über den Ablauf und die Erledigung der Körperhygiene, Hausdienste machen, Frühstück in der Gruppe, Teilnahme an der Andacht in der Kirche, danach Entlassung in die Heimschule. Ich selbst ging anschließend in den Unterricht im Rahmen der Ausbildung zum Diakon im ersten Ausbildungsjahr. Danach Mittagessen mit den Kindern im großen Speisesaal, Mittagspause für mich bis 13.30 Uhr. Nachmittags zwei bis dreimal wöchentlicher Arbeitseinsatz mit den Buben in der Landwirtschaft. Die Arbeiten entsprachen der jeweiligen Jahreszeit: Rüben hacken und ernten, jäten, Äpfel und Beeren ernten und vieles mehr. Diese Arbeiten waren für mich nicht immer erfreulich, aber selbstverständlich. Um 16 Uhr gab es im Waschraum des Hauses am brunnenähnlichen Waschtrog Marmeladebrot mit Tee oder Kakao. Die Nachmitten waren häufig durch Hausaufgaben und Spiele wie Tischtennis im Haus, Fußball, Brettspiele und andere Tätigkeiten bis zum Abendessen in der Gruppe belegt. Nach dem Abendessen gab es eine Andacht und dann Freizeit bis zum Zähneputzen und Waschen. Oft endete der Tag mit einer Geschichte und den Abschluss bildete ein Abendgebet oder Lied. Dienstags nachmittags war Hallenbadbesuch im städtischen Hallenbad. Am Wochenende, ab Samstag-nachmittag, leistete ich den Dienst vierzehntägig allein. Wir unternahmen Ausflüge zu Fuß, wie zum Beispiel zum Waldfreibad nach Waiblingen-Bittenfeld, eine Strecke von 13 Kilometern, zum Freibad nach Ludwigsburg (manchmal auch mit Unterstützung meines NSU-Prinz) und andere Unternehmungen. Außerdem galt es, Feste und Feiern wie das jährliche Zeltlager (1963 in Marienberg) vorzubereiten und durchzuführen. Ich hatte damals den Eindruck, dass hier viel für die Kinder unternommen wird, es den Kindern gut geht und ich dazu beitragen kann. Das innere Vorbild meiner Arbeitspraxis war teilweise meine Jugendleiterzeit bei den christlichen Pfadfindern und unbewusst meine eigene Erziehungserfahrung, die geprägt von Anpassung und Gehorsam war. Während meines Praktikums von 1964 bis 1966 war ich zusammen mit einem sogenannten Hilfserzieher aus dem ersten Kurs der Haupterzieher im unteren Haus. Hier wurde mir die große Verantwortung für die Gruppe von 18 Buben von 12 bis 16 Jahren deutlicher. Ich hatte auch Mühe, meine Ordnungsvorstellungen aus der Erfahrung

mit der anderen Kindergruppe durchzusetzen. Der regelmäßige Wechsel des Haupterziehers machte sich hier bemerkbar. Es galt, sich mit dem Gruppenführer zu arrangieren und sich gegen die 14- bis 16-jährigen Jugendlichen durchzusetzen. Dies geschah immer wieder auch durch körperliche Auseinandersetzungen. Zu der praktizierten Arbeit hatte ich damals kein Unrechtsbewusstsein. Ich erinnere mich, dass ich in kritischen Situationen, wie der Verweigerung von Diensten, bei einem 15-Jährigen kräftig zugeschlagen habe. Dass ich als Erzieher Fehler gemacht habe, gestehe ich mir zu, so wie ich auch als Vater von drei Kindern, wie jeder andere Vater, meine Fehler machte. Durch die anstrengende Mitarbeit im zweijährigen Projekt „Heimerziehung im Kinderheim Karlshöhe in den 60er- und 70er-Jahren“ wurde mir schmerhaft deutlich, in welcher Situation die Kinder damals waren. Das einzelne Kind mit seiner Persönlichkeit war nicht im Blick. Die Gruppe, die Ordnung und der Tagesablauf standen im Vordergrund. Emotionale Einsamkeit, Alleinsein mit seinem Leid, das Fehlen von tragenden Beziehungen wird in folgender Aussage deutlich: „Keiner hat sich in neun Jahren um mich gekümmert und ist für mich eingestanden, ich war allein.“ Dies wurde durch die praktizierte Fluktuation der Erzieher, die gleichzeitig in der Diakonenausbildung waren, mitverursacht. Besonders die Kinder in der Kindergruppe, in der der „Haupterzieher“ jedes Jahr, bestenfalls alle zwei Jahre und der „Hilfserzieher“ jedes Jahr wechselten, hatten unter dieser Praxis zu leiden. Dazu kam die möglichst strikte Trennung der Kinder von ihrer Herkunftsfamilie, der grundsätzlich ein schlechter Einfluss auf ihre Kinder unterstellt wurde. Das war sicher sehr schmerhaft für viele Kinder. Ein Kind, das ich sehr mochte, hat mir gesagt: „Eine Vertrauensbeziehung mit einem Erzieher ging ich nicht ein, ich wusste ja, der geht nach einem Jahr wieder.“ Ausdrücklich bedaure ich heute, dass die Erziehungsarbeit damals im Kinderheim keine Beziehung zu den Grundgedanken von J.H. Wichern oder J. Korczak hatte und viel weniger zu der Menschenrechtscharta der Vereinten Nationen oder dem Grundgesetz. Ich wünsche mir sehr, dass ich auf Verfehlungen in meiner Arbeit mit Buben, die ich ungerecht behandelt oder verletzt habe, angesprochen werde. Meine Verfehlungen tun mir aufrichtig leid. Ich wünsche euch ehemaligen Kindern und uns allen das Glück und den Segen von tragenden Beziehungen. Danke für die konstruktive Auseinandersetzung mit der Zeit im Kinderheim Karlshöhe.